Das Tagebuch einer Luzernerin aus dem Feldzuge nach Russland 1812

von Dr. J. Franz Bucher

Luzern

Buchdruckerei J.L. Bucher & Sohn 1901

{[...] In Marseille verblieb Frau Peyer ein Jahr und führte eine Pension: [...] Am 27. Oktober 1811 [...] Sie Sagt:}

Sehr ungern verliess ich die Stadt, in der ich nun bekann war und in der ich so viele Freuden genossen, zeitlebens hätte ich dort bleiben mögen.

Nun musste ich meine hausrätlichen Sachen verkaufen, mit denen ich reichlich versehen war.

Bei meiner Abreise hätte ich zwar nie geglaubt, eine so grosse Reise antreten zu müssen!

{Am 7. Dezember kam das Regiment nach Paris. [6]}

Sogleich morgen nach unserer Ankunft musste unser Regiment vor dem Schlosse der Tuilerien die Revue des Kaisers passieren.

Ich sah die ganze prächtige Garde des Kaiser Napoleon, aller Nationen Militär, die Revue passieren mussten.

[7] Man glaubte, die Schweizer müssten in Paris bleiben, als eine Garde, welche die Kaiserin Marie Louise vom Kaiser verlangt habe.

Am gleichen Tage hatten ich und mein Mann viele Bekannte angetroffen, so unter andern einen Ronca aus Luzern, der uns spazieren führte und freundlich regalierte; derselbe war Hofbäcker in Fontainebleau.

Ich sah an diesem Tage die Majestäten: den Kaiser und die Kaiserin Marie Louise mit dem Könige von Rom, die vielen Minister und Generäle.

Ich spazierte den ganzen Tag in dem Garten der Tuilerien.

Am Ambend musste unser SChweizerregiment mit der Garde des Kaisers zu Nacht speisen.

[...]

{Frau Peyer gibt nun in ihrem Tagebuch getreulich Auskunft über die Marschroute des II. Regiments. Am 24. Januar 1812 gelangte dasselbe nach Bruxelles, am 27. bezog es Quartier in Lüttich. Hier erkrankte ihr Mann Heinrich Peyer. [...]}

Er musste Hunger leiden, wenn ich ihm nicht verstohlener Weise zu essen bringen konnte; auch durfte ich ohne schriftliche Permission des Platzkommandanten nich in das Spital, weil keine Weibsleute in dasselbe durften.

{Im Juni, das Datum fehlt, kam Frau Peyer nach Marienwerder und hier beginn ihr Tagebuch ausführlicher zu werden. Sie schreibt:}

Eine Stunde von Marienwerder, auf einer Ebene, versammelten sich alle vier Schweizerregimenter, zwei Regimenter Holländer, [14] das ganze Armeecorps, so aus 75,000 Mann bestand: drei Divisionen Infanterie, das übrige Kavallerie.

[...]

Man erwartete Kaiser Napoleon, um die Truppen zu mustern. Allein Napoleon kam nicht.

Am folgenden Tag gingen wir wieder weiter und kamen vier Stunden von Marienwerder in ein schönes Dorf, wo wir drei Tage blieben. Eine Viertelstunde von diesem Dorf befand sich eine Schäferei mit einer Sennhütte, wo ich süssen Rahm ass, was eine Seltenheit in diesem Lande ist.

Im gleichen Dorf kaufte ich ein Pferdchen für 22 Thaler, das schönste Pferdchen, so wir beim Regiment hatten.

Ich nanntes es Minetta; ich erhielt vom Oberst die Erlaubnis, ein Pferd zu halten.

Von Luzern bis Marseille und von Marseille bis Marienwerder beläuft sich unsere Marschroute auf 761 Stunden.

[...]

[15]

Kaiser Napoleon machte uns noch mehrer Male so zusammen auf in zu warten, bir er einmal ganz unerwartet in einer polnischen Stadt war, nahe bei Gummbinnen, und sogleich die Revue auf einem ebenen Felde hielt.

Da konnte ich ihn denn nebst seinem ganzen Generalstabe am beste in der Nähe sehen, welches ich auch tat.

Von Marienwerder an mussten wir immer bivouakieren.

Im Juli kamen wir an den Niemen bei Kowno;

von hier marschierten wir gegen Riga, wandten uns wieder von dieser Strasse ab und zogen nach Polozk.

Bei Wehlau, am 17 Juni (Dr. Maag hat das Datum des 18. Juni) war es, wo Napoleon die Musterung des II. Corps, unter dem Kommando des Herzogs von Reggio, des Marschalls Oudinot passierte.

Wehlau ist eine kleine Stadt, liegt am Pregel.

Wir marschierten am gleichen Tage noch zwei Stunden auf ein abgelegenes Dorf, wo die ganze Musik einquartiert wurde in einem einzigen Haus. [16]

{Ein Schaller aus Freiburg bewunderte in ihm [Napoleon] nicht nur den Sieger von Europa [...]. „Seine Adleraugen funkelten und jedes Corps strengte sich an, durch seine gute Haltung und durch die Genauigkeit der Manöver sein Lob zu verdienen.“ „Napoleon soll indes von der Musterung nicht in allen Teilen zufrieden gestellt worden sein. Er soll gesagt haben: „Die Schweiz kompromittiert sich gehörig, in dem sie keine Leute schickt, ich fürchte, es werde ein böses Ende nehmen und man verdient es.“

[... 17-22]

{Die Schweizerregimenter mit dem zweiten Armeecorps gingen nördlich von der Marschroute der grossen Armee nach Polozk, währen die letztere über Wilna und Smolensk nach Moskau, unter beständigem Zurückweichen der Russen lossteuerte.}

Am linken Ufer der Düna bei „Disna,“ einer kleinen Stadt, war es, wo ich Zeuge einer beträchtlichen Schlacht gewesen.

Vorher hatten immer kleinere Scharmützel stattgefunden.

Am Abend des 1. August bekamen unsere Soldaten Branntwein und etwas Bisquit.

Am Morgen um 4 Uhr fing der Donner der Kanonen an; alle unsere Leute waren in Schlachtordnung aufgestellt, immer heftiger wurde das Gefecht, wir avancierten so ziemlich und endlich machten die Kürassiere der Schlacht ein Ende, die bis 3 Uhr nachmittags gedauert hatte.

Wie es mir beim Anblick der vielen Blessierten war, kann ich nicht beschreiben; ich hatte nichts zu essen, noch zu trinken, denn wir durften kein Feuer zum Kochen machen.

Das Geschrei der vielen Blessierten machte mich wehmütig, ich wurde noch trauriger, als ich mich unter einen Baum setzte, um auszuruhen und mein Pferd weiden zu lassen,

als ich einen Toten sah, der Briefe neben ihm zu liegen hatte.

Ich nahm seine Briefe und sah, dass es Briefe von seinen Eltern und seiner Geliebten waren, die in den zärtlichsten Ausdrücken an ihn geschrieben hatte und ihn bat, so bald als tunlich [23] nach Hause zu kommen und das Militär womöglich zu quittieren.

Da dachte ich, oh ihr armen Eltern, wenn ihr jetzt so euern Sohn sehen könntet, wie ich ihn sehe, was würdet ihr sagen?

Ich konnte mich des Weinens nicht enthalten.

Am selben Abend ritt ich noch neben vielen Toten vorüber, was konnte ich ihnen helfen!

Ich war in einer traurigen Stimmung!

Hier hatte ich zum ersten Mal den Anblick aller Schauer des Kriegs.

Von Schrecken erstarrt, fuhr ich zeitweise auf der entsetzlichen Strasse dahin, die man mühsam durch Schutt und Trümmer gebrochen hatte; zur Seite lagen halb verbrannte Leichname und menschliches Gebein aufgehäuft.

Von nun an erneuerten sich die Kämpfe täglich.

In dieser Wüstenei voller Elend und Entsetzen trieb mich mein Schicksal immer vorwärts auf dem verwüsteten Wege.

Statt der Dörfer und Städte fanden wir nur Aschenhaufen, die ihre ehemalige Lage bezeichneten.

Die Russen hatte auf eine fürchterliche Weise die ganze Ebene zerstört,

auf welcher die Franzosen lagern wollten.

Das Korn war abgemäht, die Wälder niergehauen, die Dörfer abgebrannt.

Nichts, wovon Ross und Mann sich ernähren konnte.

[... 24...]

Unsere Schweizer, waren bis hier glücklich gewesen, sie kamen nicht zum Schlagen.

Nachdem wir ohne Fährde den Niemen, die Düna und die Drissa passiert hatten, kamen wir nach mehreren Gefechten am 27. Juli in Polzk an, zogen durch die Stadt, kampierten vier Tage auf der andern Seite derselben, dann ging’s wieder vorwärts gegen das prächtige Schloss Wolna;

Schiffbrücken mussten geschlagen werden,

wir rückten bis 8 Stunden vor, bivouakierten, griffen an, wurden geschlagen, verloren viel Kavallerie, zogen in der Nacht ganz im stillen zurück nach Polozk,

wo wir am 15. August, dem Namenstage des Kaisers, eintrafen und das VI. Corps vorfanden.

Am 17. und 18. August kam es zu einer blutigen Schlacht zwischen den Russen und den bairischen Truppen unter General Wreda.

Hernach hatten wir Ruhe, denn diese Schlacht half Napoleon viel zum Avancieren nach Moskau.

Nichts hinderte seinen Plan!

Unsere Leute kampierten alle vor der Stadt auf allen Seiten.

Täglich verloren wir drei- bis vierhundert Personen, die krank zurückgeführt werden mussten.

[25] Alle Kirche wurden in Spitäler umgewandelt.

Sechs Monate lang bekamen die Truppen keinen Sold, die Lebensmittel fehlten; 3 bis 4 Tagreisen bedurfte es, bis man nur eine Kartoffel fand.

Man stelle sich diesen Jammer vor und zuletzt kam dann der russische Winter und die kranken Soldaten, die in den Spitälern lagen, wurden eine Beute von Hunger und Kälte und gingen elend zu Grunde.

Polozk, die Stadt, die wir für das Ziel aller Leiden gehalten, nach der wir mit den besten Hoffnungen gezogen, sie war nur ein Zeuge mehr von den schweren Unfällen, die das II. Corps heimsuchten.

Die Soldaten blieben ohne Quartier auf den Strassen, sie starben am Feuer, so sie angezündet hatten

Kirchen, Hospitäler und andere öffentliche Gebäude reichten nicht hin, die Kranken zu fassen, welche zu Hunderten gebracht wurden.

Da bemächtigte sich von jetzt an die Verzweiflung aller Herzen und jeder dachte nur daran, wie er sich persönlich retten könnte und vergass Ehre und Pflicht.

Ungeachtet ich mich vor der grimmigen Kälte so gut als möglich zu schützen suchte, die Füsse einwickelte, die Hände in einen Muff steckte, den Kopf mit Kissen umhüllte, so konnte ich mich nur mit Müh‘ und Not vor den Folgen des schrecklichen Frostes bewahren. [26]

In Polozk kam noch ein älterer Bruder von meinem Mann an, der im I. Regiment Unteroffizier war, krank und elend, entblösst von allem;

wir behielten ihn einige Tage bei uns, aber Mangel an Platz nötigte uns, denselben nebst einem Freund von Peyer, Namens Singer, aus Luzern, in den Spital zu bringen.

Nach einigen Tagen wollten wir beide besuchen, fanden aber niemand an der Stell, wo sie hingelegt wurden;

sie waren gestorben und wie üblich und wie es täglich geschah, aug die Wagen geworfen und zusammen in die Gräber getan worden.

Ich und mein Mann waren glücklich im Verhältnis zu unsern Leuten.

Ich hatte mir in Polozk die Wohnung eines Juden ausfindig gemacht

und verkaufte Branntwein, buk Brot, das ich wieder verkaufte oder kaufte es im geheimen den Juden ab,

denn da die Stadt erobert wurde und folglich auch geplündert, so waren keine Lebensmittel zu kaufen.

Die Juden versteckten dieselbe in der Meinung, dass man ihnen alles ohne Bezahlung wegnehme.

Ich ging in die Häuser der Juden, kaufte ihnen Brot, Butter und Branntwein ab und verkaufte die Nahrungsmittel den Offizieren in unseres Wohnung.

Da die Juden sahen, dass ihnen alles bezahlt wurde, gingen die verschlossenen Läden wieder auf und in Zeit von 14 Tagen fand man zu kaufen, was man nötig hatte,

aber teuer genug, da anfänglich ein Commisbrot mit 5Fr. bezahlt wurde, [27] [Bild] [28] was man noch gerne bezahlte, wenn es nur zu bekommen war. Das Pfund Kaffee mit Zucker kostete 5 Thaler, die halbe Mass Milch 8 Batzen, ein Glässchen Branntwein 5 Batzen.

In dieser Zeit machte ich eine Entdeckung, die mir später grossen Ruhm und Freude brachte:

Ich sah nämlich öfters einen Juden um das grosse Magazin herumschleichen, das gerade unserer Wohnung gegenüber stand.

Ich passte ihm ab, da sah ich denn, wie er eine verstohlene Oeffnung lüftete und verschwand.

Ich ging ihm nach und fand das Magazin mit Salz gefüllt; ich nahm davon, so viel ich in meiner Schürze tragen konnte, denn es herrschte grosser Salzmange im Lager und man musste sich mit Pulver behelfen;

ich schickte sofort Salz an unser Regiment.

Mein Mann fing an auf seiner Profession zu arbeite. (Er war Sattler.)

Er bekam zuerst von den Gendarmen Arbeit.

Ich gab meine Wirtschaft auf, da nichts dabei zu verdienen war und gab mein Geld hin zum Ankauf von Leder.

Wir fanden noch einen gütigen Herrn, der uns Geld avancierte, und so war mein Mann im stand, mit drei Gesellen, dabei nur Schustergesellen, zu arbeiten.

Er bekam Arbeit in Hülle und Fülle; er arbeitete für die Generäle, Obersten und Offiziere des ganzen Armeecorps.

Ein Jude wurde ausfindig gemacht, der Sattlerleder hatte, er wurde bar bezahlt und so gab so gab er uns so viel man brauchte;

allein noch hatte man die liebe Not, Ringe und Schnallen, [29] nebst mehreren Eisenarten für die Arbeit zu bekommen.

Endlich fingen die Musikanten, die grossen Hunger hatten, den toten Baiern an, ihre Habersäcke aufzusuchen, in den Spitälern fanden sie deren genug;

sie schnitten die Schnallen ab und brachten sie uns und wir bezahlten für jedes Stück einen halben Batzen;

sie retteten sich so vor dem Hunger und uns war auch geholfen.

Keine Nation litt so wie die Baiern, täglich starben bis 20 von ihnen; auf jeder Strasse, in jeder Scheune fand man tot Baiern.

36,000 Mann hatten wir bei uns als wir nach Russland zogen und ich wette darauf, es sind keine tausend Mann davongekommen, sie fielen wie die „Muggen“!

{Am 2. September schreibt Frau Peyer einen Brief nach Hause an ihre Schwester, dem ich [Bucher-Heller] folgendes entnehme:}

Endlich finde ich wieder Gelegenheit, Dir [Anna-Marie] ein paar Zeilen zu schreiben.

Jetzt sind es fünf Monate, dass wir immer ohne Ruhe auf dem Marsche sind; wohin wir noch kommen? Der liebe Gott weiss es!

Wohl würden wir gerne nach Petersburg gehen, wenn uns die Russen nicht daran verhinderten.

Hier sind wir seit 14 Tagen in einer noch ziemlich schönen, russischen Stadt, die aber ganz ausgeplündert ist, weil die Franzosen sie erobert haben.

Es wundert mich, dass ich, Gott sei Dank, immer noch gesund war, da doch fast alle Leute in diesem schlechten Lande zu Grunde gehen. [30]

Denn unser Regiment, das in Paris etwa 2300 Mann zählte, besteh noch aus 800 Mann.

Aber es ist kein Wunder! Seit fünf Monaten immer kampieren in Wind und Regen, auf dem kalten blossen Boden schlafen. Die Soldaten bekommen seit drei Monaten nichts wie ½ Pfund Fleisch im Tag, ohne Mehl, ohne Brot. Bier kann man gar keines finden. Wasser haben wir aus Löchern trinken müssen, das ganz dick war und stank wie die Pest.

Für ein Stück Brot, das hart und grau ist und nicht grösser wie ein „Herrenbrödli“, bezahlt man gern sechs Batzen, kurz, meine Schwester, es ist ein Elend!

Brot habe ich gerne gegessen, das von gröberm Mehl, wie Krösch ist und schwarz dazu, wie ein Kamin! Die Erdäpfel hat man aus der Erde gegraben, da sie nicht grösser wie ein „Kriesi“ (Kirsche) waren und zu all dem noch zehn Stunden marschieren und auf der Erde schlafen.

Ja, jetzt weiss ich was der Krieg ist!

Am 22. Juli hat unser Armeecorps sich zum ersten Mal geschlagen, da war ich eine Stunde von der Schlacht entfernt.

Am 1. August sodann gab es eine fürchterliche Schlacht!

Da war ich so nahe, dass ich alles sehen konnte; es war ein erbärmlicher Anblick, wie die Toten da lagen und es war schrecklich, die grosse Menge der Blessierten zu hören, die auf weitem Felde schrien und klagten.

An diesem Tage haben die Franzosen den Russen 18 Kanonen abgenommen und 400 Mann zu Gefangenen gemacht.

Seither haben sich die Baiern [31] noch einmal hier vor den Toren der Stadt geschlagen,

wir waren aber schon 20 Stunden vorgerückt.

Die Russen glaubten die Stadt zu bekommen, aber es wird nichts daraus geben.

Zum Glück musste unser Regiment sich noch nicht schlagen, die Reihe ist noch nicht an die vier Schweizerregimenter gekommen.

Unsere Musik ist ganz zerstreut, sie können keine Musik mehr machen; die halben sind krank im Spital.

Hauptmann Mohr ist gestorben.

Der Singer ist auch krank, der jüngere ist desertiert und wird jetzt in Luzern sein,

der zur Gilgen ist auch fort;

der Kommandant de Flue ist krank, kurz alles ist krank!

Ich bin das ewige Hin- und Herreisen müde, und kann Dir melden, dass ich mager und schwarz geworden; in diesem Lande ist es keine Kunst, da ich fast alles zu Fuss gemacht.

Vom 15. August bis 17. Oktober waren wir in Polozk und glaubten auch den Winter hier verbleiben zu können.

Polozk ist die Hauptstadt des Herzogtums Lithauen.

In ihr befinden sich zwei Schlösser, welche zu ihrer Verteidigung dienen.

Die Stadt liegt an der Düna und der Polota in einer wüsten und waldigen Landschaft.

Am Hauptplatz liegt ein schönes Kloster, in diesem wohnten der Marschall St. Cyr und General Wreda.

Allein unsere Hoffnung, den Winter hindurch in Polozk bleiben zu können, verschwand plötzlich, als am 17. Oktober die Russen unerwartet einen Angriff [32] auf uns machten.

Kleiner Gefechte gingen am 14. Oktober allerdings schon voran.

Am 17. Oktober wurde Polozk von allen Seiten bedroht, um 3 Uhr nachmittags griff der russische General Wittgenstein die Stadt an und das Gefühl einer überlegenen Macht gab ihm den Entschluss, das II. un VI. Armeecorps von allen Seiten einzuschliessen.

Die I. französische Division hatte die Avantgarde und das I. Bataillon des I. Schweizerregementes erhielt die Ordre, noch am nämlichen Abend vorzurücken unter dem Kommando ihres Kommandanten, Kapitän Gilly, von Luzern.

Allein der brave Militär sass bloss eine Viertelstunde auf seinem Pferde, als eine Kugel seinem Leben ein Ende machte.

Er war der erste Schweizer Offizier, der sein Leben in einem Treffen in Russland verlor.

Er wurde betrauert von ganzen Corps und allen die ihn kannten.

Die Nacht kam und machte dem Kampf ein Ende.

Am 18. bildete das erste und zweite Schweizerregiment die Avantgarde.

Früh begann der Donner der Kanonen auf der andern Seite der Stadt.

Unsere Truppen blieben bis drei Uhr nachmittags ruhig.

Allein da strömte auf einmal die feindliche Kavallerie auf sie zu, als wenn sie vom Himmel gefallen wäre.

Der General Merle rief: „Voilà la Cavalerie, Grénadiers Suisse faîtes voir que vous avez des moustaches!“ [33]

Nun begann ein mörderisches Gefecht, so sagten es jene, die schon 4-5- Campagnen mitgemacht hatten ;

unsere Leute hatten keine Kavallerie ; die Russen drangen mehrmals in ihr Carré ein.

Die erste Kartätschenkugel, die geflogen kam, tötete 3 Grenadiere und verwundete 7.

Bald avancierten die Unsrigen, bald wichen sie zurück.

Der Grenadierhauptmann Müller von Frauenfeld nahm dem verwundeten Fähnrich die Fahne ab und wollte vorwärts; allein eine Kugel flog nach seinem Kopf, da nahm sein Lieutenant, Herr Money, im die Fahne ab, rief seinen Grenadieren und sagte: „Ihr seht das Feldzeichen, vorwärts, folgt ihm!“

25 Mann avancierten mit ihm, alle verloren ihr Leben bis an 2.

Die Russen drangen auf Money ein, der sich zu weit vorgewagt hatte. Er brach die Fahnenstange ab, steckte den Adler in seine Tasche und sprang ins Wasser nebst seinem Furrier August Borel und sie retteten so sich und die Fahne und brachten dem Resten unseres Regiments den Adler glücklich zurück.

Das Regiment war schon auf die andere Seite der Stadt zurück returier.

Der tapfere Money erhielt für die vielen Proben seiner Tapferkeit, die er abgelegt hier und bei andern Gelegenheiten, das Kreuz.

Er zählte vierzehn Blessuren an seinem Leib, die aber nur leichter Natur waren.

Auch bei Borissow war er später so glücklich, ohne Verwundung davongekommen. [34]

Dem Obersten Castella wurde sein Pferd unter dem Leib weggeschossen; auch er erhielt eine leichte Wunde.

In Zeit von zwei Stunden hatten wir 22 blessierte und 10 tote Offiziere, und zwar unser Regiment allein; die Zahl der toten Soldaten weiss ich nicht genau.

Auch der brave Kommandant Dulliker von Luzern verlor an diesem Tag sein Leben.

Am 19. Oktober, morgens 10 Uhr, wurde der Angriff von seiten der Russen erneuert.

Die Stadt fing auf allen Seiten an zu brennen

und am 20. und 21. Oktober gelang es dem Feind, eine Brücke auf das linke Dünaufer zu machen.

Unsere Kavallerie und Artillerie war schon früher nach Klein-Polzk gegangen.

Dem 4. Schweizerregiment wurde die Verteidigung von Polozk in den Strassen auferlegt.

Die Gegenmacht war zu gross, sie musste weichen und Herr Heinrich Cunkler von St. Gallen war der letzte, der mit seiner Kompagnie über die Brücke ging, und sie wegschiessen liess, als der Feind anrückte.

Als wir am 20. Oktober unter Kanonendonner auf die andere Seite der Stadt hingingen, gab es ein furchtbares Getümmel an der Brücke nach Klein-Polozk.

Jedes Fuhrwerk wollte zuerst sein, die Fussgänger ebenso, so dass man froh sein konnte, wenn man nicht in die Massen gestossen wurde.

Heinrich war beim Herrn Oberst Castella.

Er musste sein Silber-Service im Chaisenkasten verpacken und verbergen; dasselbe dürfte aber kaum nach der Schweiz gekommen sein. [35]

Am Morgen früh ging ich noch ins Lager und konnte sehen, wie das arme Regiment so klein an Zahl geworden war, es war jämmerlich das kleine Häuflein anzusehen!

Auch unser französischer Marschall St. Cyr wurde in diesen Tagen verwundet.

Wir blieben in der Stadt und arbeiteten, bis die Kugeln von unserer Wohnung herabfielen;

dann packten wir in allermöglichster Eile unsere Sachen in unseren Wagen und eilten nach Klein-Polozk.

Die Musik war tags vorher schon zurückgegangen.

Ich stieg halb betäubt in den Wagen.

Der Oberst kam mit seiner Equipage und befahl uns, mit ihm nach Wilna zurückzufahren.

Auf Ordre des Kommandanten Füsslin mussten wir einen blessieren Offizier aus Freiburg, einen Vetter des Obersten, in unsern Wagen nehmen bis Wilna, weil nicht genug Pferde vorhanden waren, die blessierten Offiziere zu führen.

Herr Kommandant Füsslin war am rechten Arme stark blessiert.

Auch mehrere Hauptleute und Lieutenants waren bei unserem Detachement nebst der Musik, die wir am zweiten Tage einholten.

Wir hatten drei Pferde vor unserem Wagen und eines zum Reiten, welches mir Herr Money gegeben hatte, dass ich für den Fall, wo wir den Wagen zurücklassen müssten, ein Pferd zum Reiten hätten.

Wir nahmen unsere Route durch Abwege;

des Abends bivouakierten wir oder schliefen in Scheunen [36] oder in einem Wagen.

Die Offizier wurden alle Tage einmal vom Doktor Major verbunden.

[...]

Bei Borissow, hatte ich einen Verdruss.

Mein Pferd, meine Minetta, ging mir verloren.

Wir hatten uns im Walde auf den Boden hingelegt, um im Schatten ein wenig auszuruhen.

Dem Pferdchen wurden die vordern Beine zusammengebunden, dass es nicht zu weit gehen konnte.

So entfernte es sich hüpfend eine kleine Strecke von der Hauptstrasse, auf welcher das Armeecorps langsam und ganz still einher marschierte.

Als ich später aufwachte, fand ich keine Minetta mehr, ich suchte und fragte überall, allein das Pferdchen war nicht zu finden, obwohl dasselbe bekannt war; es hiess nur le cheval de la petite Suisse.

Als wir dann in die Nähe des nächsten Dorfes kamen, begegnete mir ein Gardist von den Kaiserlichen und meldete mir, das Pferd sei in dem und dem Stalle, ein Offizier habe dasselbe genommen, ich solle nur hingehen und es wieder packen. [37]

[...]

Welch einen entsetzlichen Anblick bot die Armee bei der Beresina!

Unter der Last des Elends, fliehen über Moräste, blass, entstellt, vor Hunger und Frost sterbend, ohne allen weitern Schutz gegen die Strenge der Jahreszeit, als einige Pelzfetzen von halbverbranntem Schaftpelz,

so drängten sich alle Soldaten um das unglückliche Ufer, mit einer Starrheit, vor welcher man hätte erbeben können,

Deutsche, Polen, Italiener, Spanier, Croaten, Portugiesen, Franzosen, alle bunt durcheinander gemischt, jeder in seiner Mundart seiner Verzweiflung Ausdruck gebend. Keiner verstand den andern,

Offiziere, ja Generäle, ohne Pferd, zu Fuss, in schmutzige Pelze eingewickelt.

Kurz, die Verwirrung überstieg jede Beschreibung!

Hier sah man, bis zu welchem Grade von Entmenschlichung ein Uebermass von Elend führen kann!

In den Bivouaken, an den Feuern, welche die todmüden Soldaten angezündet hatten, schlug man sich noch um ein Stück Brot;

oder, wenn der eine oder andere, von Kälte erstarrt, sich dem Feuer näherte, zu dem er nicht beigetragen hatte, so jagte man ihn unbarmherzig weg.

Nichts war unter diesen Umständen natürlicher, als dass die entkräfteten Soldaten in Gräber stürtzen in der Dunkelheit, aus welchem sie sich selten hervorarbeiten konnten;

andere, schlecht bekleidet [38] und noch schlechter beschuht, setzten klagend ihren Weg fort;

da sie nichts zu essen oder zu trinken hatten, fielen sie vor Ermattung nieder und starben nach wenigen Augenblicken, sie sprachen noch einmal den Namen ihrer Mutter aus oder ihrer Geliebten und des Landes, aus dem sie stammten, und der Tod nahm sie in seine Arme,

bald sah man ihre Leichname nicht mehr, nur die Schneehaufen zu beiden Seiten der Strasse, die sich das Heer durch die Wüsteneien bahnte, verrieten ihre Spur.

Das grosse, weisse Leichtentuch blähte sich immer mächtiger auf und die ganze Gegend, wo der Zug des Todes durchkam, verwandelte sich in einen einzigen Riesenkirchhof!

[...]

Es ist eigentlich nicht meine Aufgabe den Krieg zu beschreiben, sondern nur meine persönlichen Erlebnisse.

Dor nur noch eins!

Man denke sich eine Armee, welche in der strengsten Winterkälte auf Schnee kampiert, dem sie verfolgenden Feinde weder Reiterei noch Artillerie entgegenstellen kann, ohne Schuhwerk, beinahe ohne Kleider, von Hunger erschöpft.

Auf ihren Tornistern liegend, schlafen sie ein, die armen Soldaten, um nicht mehr zu erwachen.

Oder sie kämpfen um ein Stück Pferdefleisch; sie haben kein Holz es zu braten und essen es roh.

Andere kauen Tabak, den die Offiziere ausgespuckt haben.

Sie reissen selbst die Häuser nieder, in denen ihre Generäle schlafen, um Bivouakfeuer anzünden zu können. [39]

Wenn die Soldaten, die den ganzen Tag von Kosaken gehetzt wurden, spät und zu Tode ermattet in den allgemeinen Bivouaken ankommen, erkennt einer den andern nicht; es kann niemand das Regiment weisen, zu dem es gehört.

Nachdem es einen Tag marschiert hatte, musste er noch in der Nacht herumirren, um seine Leute zu finden, was selten gelingt.

Man kennt die Stunden des Abmarsches nicht; man überlässt sich dem Schlummer, und beim Erwachen befindet man sich mitten unter Feinden.

{Die Russen wollten um jeden Preis die Armee am Uebergang über die Beresina verhindern, die letzten Trümmer derselben gänzlich aufreiben und wenn immer möglich, Napoleon selbst gefangen nehmen.

Dem tapfern Rest der Schweizerregimenter war es wesentlich zu verdanken, dass der russische Plan nicht ganz zur Ausführung kommen konnte.}

Während des Kampfes flogen die feindlichen Kanonenkugeln nach der Menge hin, welche sich um die Beresinabrücke drängten; Haubitzengranaten sogar platzten in ihrer Mitte.

Da bemächtigte sich Schrecken und Verzweiflung aller Gemüter und der Selbsterhaltungstrieb richtete die furchtbarste Verwirrung an.

Weiber und Kinder, welche so viele Gefahren und Unfällen entronnen, waren nur erhalten, um einen noch bejammernswertern Tod zu erdulden!

Man sah sie ihre Fuhrwerke preisgeben und die Knie des ersten besten, der ihnen in den Wurf kam, [40][Bild] [41] umfassen und unter Tränen um Beistand bitten.

Auf gleiche Weise suchten Kranke und Verwundete, auf Baumstämmen sitzend, oder auf Krücken gelehnt, unruhigen Blickes einen Freund in der Not.

Aber ach, da war an keinen Beistand zu denken; denn jeder dachte nur auf seine eigene Erhaltung!

Und gleiches Elend jenseits der Beresina!

Die Kälte war so streng, dass die Soldaten, um nicht zu erfrieren, ganze Häuser anzündeten und hinterher sah man dann die halbverbrannten Leichname derer, die, weil sie dem Feuer allzu nahe getreten, nicht mehr die Kraft hatten, zu entfliehen.

Geschwärzt von Rauch und Dampf, wandelten Unglückliche wie Gespenster um die brennenden Häuser, warfen gefühllose Blocke auf die Leichname ihrer Kameraden, und starben zuweilen im nächsten Augenblick, wie diese.

Sobald ein Soldat starb, stürzte sich ein nächster Nachbar auf ihn, und noch ehe er ganz gestorben war, hatte man den Unglücklichen seiner Kleidungsstücke beraubt.

Da half kein Bitten und kein Flehen!

Viele der Armen, die zu erschöpft zum Gehen waren, warfen sich auf den Wagen oder Schlitten, sie glaubten sich so zu retten, aber die meisten verloren dabei ihre Glieder, ja selbst das Leben.

Beim Eintreffen im Nachtlager hatten sie erfrorene Nasen, Ohren, Hände und Füsse. [42] {...} [43]

{Am 7. November kam sie mit Mann nach Kowno am Niemen und sie blieben dorten auf Befehl des Obersten Castella bis zum 17.}

Bis dahin waren wir glücklich und gesund; weder die vielen Strapazen, noch die Kälte hatten unserer Gesundheit Schaden gebracht.

Wir liessen unseren Wagen und die zwei Pferde, die ganz abgemattet waren, in Kowno zurück.

Non ging unser Elend erst an.

Heinrich wurde krank und bekam das Fieber, als wir 6 Stunden von Kowno entfernt waren.

Am zweiten Abend war ich auch krank und zwar so, dass ich das Reiten nicht ertragen konnte.

Wir gaben das Pferd den Musikanten zum Reiten und endlich vertauschten wir ein Pferd an einen Schlitten; unser Geld war auf diese Weise bald aufgebraucht.

Nach etlichen mühsamen Tagen kamen wir nach Königsberg.

Hier kam ein polnischer Offizier an arretierte mir mein Pferd, das mir noch einzig übrig geblieben, indem er sagte, es sei sein Pferd ihres Regimentes und er habe das Recht, alle Kavalleriepferde, die hier passieren, zu arretieren.

Ich verlangte den Platzkommandanten zu sprechen.

Dieser, ein artiger, höflicher Herr und ein Freund unseres Obersten, liess mir mein Pferd, mit dem Rat, selbiges sogleich zu verkaufen.

Vier Stunden von Königsberg verkaufte ich dasselbe an einen Postmeister, der mir samt Sattel und Schlitten 13 preussische Thaler dafür bezahlte.

Er musste [44] uns dazu noch unentgeltlich nach Königsberg zurücktransportieren.

Als wir hier ankamen, war es Sonntag.

Wir trafen die übrigen Musikanten an.

Ich war äusserst krank und elend und erst als es Nacht war, gelang es uns, unser billet de logement zu bekommen.

Als wir fast die ganze Stadt durchgelaufen und das Billet dreimal geändert hatten, traf es uns in das Haus eines Bierbrauers, der durchaus nicht als der menschenfreundlichste sich zeigte.

Obwohl es äusserst kalt war, mussten wir oft bis am Abend ohne Feuer sein.

Ich bekam einen Strohsack; auf diesem musste ich ohne Decke in der grässlichen Kälte vorlieb nehmen.

Am zweiten Tage schon konnte ich auf keinem Bein mehr stehen, so hatte mich das Nervenfieber angegriffen.

Speisen konnte ich keine ertragen.

Ein Doktor aus dieser Stadt besuchte mich öfters und allemal schüttelte er den Kopf, so oft er mich sah.

Aus Mitleid für mich sagte er öfters: „O Gott, es ist doch schade, eine so junge Person in solchem Elend zu sehen, die ja auf diese Art zu Grunde gehen muss, indem sie ohne gehörige Pflege, ohne Bett in dieser Misère sich befindet, da ihr doch unter günstigeren Umständen geholfen werden könnte!“

[...]

18 Tage lang lag ich krank. Auf das Drängen des Arztes konnte mein Mann mit Hülfe [45] des Sekretärs unseres Obersten das Quartier ändern.

Rechte Quartiere waren in dieser Stadt äusserts rar, weil Königsberg von Militär überhäuft war.

In dieser Stadt waren so viele Offiziere krank, dass der Doktor Major unseres Regimentes mich nicht einmal besuchen konnte.

Mein neues Quartier war ein wenig besser als das alte.

Nun war ich aber ohne Arzt, denn unser Geld war aufgebraucht, da alles so teuer war, besonders die Medikamente, die mein Mann mir in der Apotheke holte.

Man liess daher die Natur walten!

8 Tage war ich ohne Besinnungskraft, meine Lefzen waren schwarz und meine Zunge so schwer und so dick, dass ich fast nicht mehr reden konnte.

Meine Lage verschlimmerte sich täglich, der Feind rückte indessen heran und ich konnte kaum transportier werden.

Tag für Tag starben am Nervenfieber 30 bis 40 Personen.

Die Musik erhielt Ordre, sich marschfertig zu machen, wenn sie nicht wollte gefangen werden.

Am 15. Dezember verliess sie Königsberg; auch unser Oberst, welcher meinen Mann kommen liess und ihm sagte, er solle mich fortführen, weil der Feind bloss 6 Stunden von der Stadt entfernt sei.

Mein Mann bekam ein wenig Geld vom Musikdirektor;

er mietete einen gedeckten Schlitten, kleidete mich mit einem alten, gekauften Ueberrock und trug mich mit einem Musikanten, Namens Jäger die Treppe hinunter.

Die Frau vom Hause kam [46] noch in mein Zimmer, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte zu meinem Manne: „Die Frau bringt ihr heute abend nicht lebend ins Quartier!“

Wir nahmen noch einen kranken Musikanten mit und fuhren nach Braunsberg.

Die Kälte war fürchterlich; als wir 3 Stunden von Königsberg entfernt waren, forderte ich etwas zu geniessen, Suppe oder Kaffee, als wir vor einem Wirtshause eine kleine Weile rasteten.

Mein Mann sagte mir, dass er keinen Heller Geld mehr besitze; er habe sein letztes Geld für die Fahrt ausgeben müssen.

Da kam der Musikant Jäger und brachte mir ein Gläschen Schnaps, welches ich begierig trank, ohne mich lange zu besinnen, ob es mir gut oder schädlich sei.

Das Abends ass ich Kartoffeln, weil ich nichts anderes bekam.

Am 21. Dezember kamen wir nach Elbin.

Unmöglich konnte ich weiter transportiert werden.

Ich verlangte ins Spital gebracht zu werden, besonders, da der Kommissär uns nicht wollte führen lassen.

Er gab meine Mann zur Antwort, er solle weiters marschieren, und wenn ich nicht laufen könne, so solle ich ins Spital.

Wir hatten kein Geld und nichts mehr als unsere Kleider.

Der Musikmeister nebst den übrigen Musikanten waren voraus und wir ohne Feldroute.

Als wir abends vor der Pforte des Spitales ankamen, waren viele Kranke vor dem Tor, um Einlass zu bitten.

Mein Mann sass auf einem Stein [47] und zitterte vor Frost.

Auf einmal erblickte er Schweizer in roter Uniform; er rief, macht mir doch Platz, ich bin ein Schweizer und sehr krank.

Das half, wir wurden hineingelassen.

Allein im Spital wollte man uns nicht mehr annehmen, da dasselbe mit Kranken vollgepfropft war.

Zum Glück war im Bureau des Spitals ein Schweizer, der uns kannte.

Mein Mann war gesund und ging bloss um meinetwillen ins Spital.

Ich war entsetzlich hungrig, denn ich hatte den ganzen Tag nichts zu essen bekommen.

Ich bat um Suppe und bekam sie, nebst einem Gläschen Wein.

Ich musste auf dem Boden liegen und bekam aus grosser Güte eine Matratze.

Als der Arzt am Morgen kam, fragte er: „Was sind Sie für eine Landsmännin?“

Ich sagte: „Schweizerin!“

„Aus welchem Kanton?“

„Luzern!“

„Aus der Stadt?“

„Oh ja!“

„Kennen Sie einen Herrn Doktor Elmiger“ fragte er weiter, „mit diesem habe ich studiert. Ich freue mich, eine Luzernerin zu sehen, ich werde trachten, Sie zu kurieren!“

Und das geschah auch wirklich!

Er besorgte sofort ein Bett für mich und eines für meinen Mann. Das meinige stand in einer Ecke, so dass es frei war.

Wir erhielten gute Speisen und Wein. Der Arzt kam jeden Morgen zuerst an mein Bett.

Der Schweizer, der im Bureau das Spitals war, ist ein Meier aus Schötz bei Willisau.

Ich musste immer das Bett hüten, so hatte das Fieber zugenommen. [48]

In meinen Fieberträumen kam es öfters vor, dass ich ein liebes kleines Mädchen, etwa im Alter von 8 Jahren, vor meinem Bett stehen sah, dann rief ich Heinrich mit starker Stimme, er solle doch auch herzukommen, um das Mädchen zu sehen.

Leider war es eine Illusion!

Sodann kam es vor, dass, wenn mein Mann sich beklagte, dass er kein Geld mehr habe, ich ihn an mein Bett rief und ihm die geschlossene Hand hinreichte, mit der Bemerkung, hier sei Geld, er solle es nur nehmen; wenn er jeweilen die geschlossenen Hand aufmachte und natürlich nichts fand, dann erhielt ich die Besinnung wieder.

Im gleichen Saale waren bei 80 Betten und 100 Personen lagen auf dem Boden, aller Nationen Militär; sehr viele mit erfrorenen Füssen.

Alle Tage bekam ich zum Mittagessen Fleischbrühe, Reis oder Fluten, was ich lieber essen wollte, und ein Gläschen Wein; das gleiche abends 6 Uhr.

Die meisten Kranken bekamen nur Bier, denn der Wein war zu teuer.

Ich wurde täglich besser, aber die Kräfte fehlten mir, ich konnte immer noch nicht laufen.

So war meine Lage, als Heinrich auch krank wurde, und zwar so, dass es bald schlimmer mit ihm stand, als mit mir, denn er hörte nichts mehr.

Der Doktor liess ihm Visikator hinter die Ohren aufsetzen.

So kam der traurige Neujahrstag 1813. Schrecklich war für mich das Erwachen!

Entblösst von [49] alle, ohne Hülfe, auf einem armseligen Bett im Spital, kämpfend mit grossen Schmerzen, unter fremden Menschen, zusammengewürfelt aus allen Nationen, die jeden Tag den Tod erwarteten, fern von der lieben Heimat und den Ihrigen.

Oft wenn ich nach einem kleinen Viertelstündchen die Augen öffnete, durfte ich sie nicht nach dem Bette meines Gatten wenden, aus Furcht, ich erblicke den guten Heinrich entschlafen, um nicht mehr zu erwachen.

Als ich das erste Mal aus dem Bett aufgestanden, wollte ich probieren, wie ich zu Fuss sei;

allein meine Beine waren so schwach, dass ich gleich der Länge nach auf den Boden fiel.

Und doch wollte und musste ich reisen!

Die Furcht, gefangen zu werden, gab mir Kraft.

Zudem hörte ich, dass in Wilna ein Spital, angefüllt mit Kranken, in die Luft gesprengt worden sei, und dass die Frauen, die das Unglück hatten, gefangen zu werden, arg misshandelt wurden.

Der Lärm, dass die Russen sich der Stadt nähern, wurde immer grösser.

Das Spital wurde aufgemacht und wer laufen konnte, ging.

Ich war übel dran mit meinem Mann, und der Arzt wollte mich nicht gehen lassen.

„Wo wollt ihr doch beide hin“, sagte er, „da ihr ja nicht eine Viertelstunde laufen könnt? Besser, sich hier gefangen zu geben, als auf der Strasse.“

Ich wollte aber und konnte nicht bleiben!

Ich half meinem Mann die Kleider anzuziehen, und so [50] machten wir uns mit drei Thalern auf den Weg.

Als wir aus dem Spital gingen, wollte mein Mann den Mantelsack tragen; allein der Arme hatte keine Kräfte dazu. Er stiess ihn stets mit den Füssen vorwärts, die lange Treppe vom Krankensaal zum Hof hinab. Zum Hof hinaus wurde er nachgezogen.

Der Boden war hart gefroren.

In der Stadt war alles in Bewegung, die Kanonen wurden aufgepflanzt, das Militär stand unter dem Gewehr, alle Augenblicke erwartete man den Feind.

Alles floh, was nur laufen konnte.

Wir konnten nicht laufen und der nächste Etappen war 10 Stunden entfernt!

Vor der Stadt sahen wir auf der gefrorenen Nogat einen Bauern einen Schlitten daher fahren; drinnen sassen zwei Chausseurs von der kaiserlichen Garde.

Wir schrien aus allen Kräften ein Halt entgegen, wir zahlten dem Bauern die drei Thaler und er liess uns mitfahren.

So kamen wir am 9. Januar nach Marienburg.

Hier tragen wir noch einige Kranke unseres Regimentes und einige Offiziere an.

Wir durften uns auf ihren Wagen setzen und mit ihnen weiter fahren nach Stuhm.

Als wir uns am Morgen auf den Wagen setzen wollten, waren unsere Fuhrleute entflohen und wir mussten es wagen, zu Fuss zu gehen, auch die Offiziere.

Nachts, den 11., kamen wir nach grossen Mühsalen nach Marienwerder.

Hier war der Feind uns im Rücken.

Den 12 fuhren wir nach Neuenburg, hier fuhren wir zu einem Tor hinaus und der Feind rückte zum andern hinein!

Die Offiziere liessen mich aus Güte hinten auf die Landen vom Wagen sitzen und der Bauer musste, ohne ausspannen zu können, bis Konitz fahren, eine Fahrt von 26 Stunden, ohne Unterbruch.

Als wir in einem Dorfe einquartiert wurden, in dem alles voll Preussen lag, kam um Mitternacht der Lärm, wir müssen wieder fort, oder wir würden gefangen.

Hier gab ein Offizier einem Grenadier, Namens Steiner von St. Gallen meinem Mantelsack zu tragen, weil mein Mann ihn nicht mehr zu tragen im stande war.

Wir hatten ihn schon früher auf der Strasse liegen lassen wollen.

Am 16. gelangten wir nach Friedland, einer kleinen Stadt. Hier wurden wir in ein Dorf verlegt.

Am Morgen konnten wir fast nicht laufen. Mein Mann war sehr krank und in den Quartieren bekamen wir nichts als Kartoffeln.

Wir hätten diesen Tag 10 Stunden laufen sollen. Als wir 2 Stunden gegangen, und in ein grosses Dorf gekommen, lag mein Mann auf den gefrorenen Boden hin und sagte, er könne nicht mehr weiter, er speie Blut aus. Er hatte heftiges Fieber.

Wir besassen noch einen Batzen. Mit diesem ginge wir in ein Bauernhaus und bekamen eine Suppe.

Mein Mann wollte nicht mehr zur Stube hinaus und wollte sich gefangen geben.

Der Grenadier [52] und die Uebrigen, in deren Begleitung wir hierher gekommen, waren zugelaufen, ohne sich um uns zu kümmern.

Ich musste bleiben, ich konnte ja nichts anderes machen, als mich in mein Schicksal ergeben, da ich kein Geld hatte.

Ich zog einen Fingerring ab, und gab ihn der Bäuering, indem ich sie bat, uns übernacht halten zu wollen.

Diese Nacht hatte ich mit Schrecken zugebracht!

Ich hörte immer mit Kanonen fahren, die man flüchtete.

Das war am 17. Januar;

am 18. morgens versuchten wir zu laufen.

Ich ging noch vorher zum Bürgermeister des Dorfes; aber diese harte Mann gab mir zur Antwort, wenn wir nicht laufen können, so sollen wir eben liegen bleiben.

Wir kamen diesen Tag bloss vier Stunden weiter.

Wir blieben in einem Dorf ohne Quartier-Billet und ohne Geld.

Wir baten einen Bauern, uns um Gotteswillen übernacht zu halten. Die Kosaken waren diese Nacht eine Stunde von uns entfernt.

Um Mitternacht waren wir 21 Personen und 6 Pferde bei diesem Bauer, wir bekamen nichts als gesottene Kartoffeln.

Die ganze Nacht flüchtete das Militär beim Hause vorbei;

ich brachte diese Nacht auf einem Ofen krank zu und durfte mich nicht rühre.

Unsere Schlafgefährten waren Militärs von der kaiserlichen Gard.

Morgens 4 Uhr setzten wir unsere armselige Reise fort, allein, ohne Geld, verlassen von allen;

auf dem Wege hiess es immer vorwärts, wenn neue Scharen nachkamen. [53]

Am 19. kamen wir nach Jastrow.

Hier verkauften wir die Klarinetten für 15 Batzen und kauften ein Paar alte Schuhe, weil Heinrich von Friedland bis da barfuss hatte gehen müssen, die Füsse mit Lumpen eingemacht.

Den Mantelsack hatten wir verloren und die Stiefel wurden ihm gestohlen.

Am gleichen Tage kamen wir nach Deutsch-Krone.

Hier trafen wir einen Offizier vom II. Regiment, der den Kosaken entflohen war, ohne Kaput, nur mit einem Bonnet, ohne Degen, ohne Epauletten, und auch ohne Geld.

Am 20. kamen wir nach Schneidemühl, ich verkaufte unterwegs einen Ring.

Am 22. nach Friedberg, hier verkaufte ich eine goldene Stecknadel für 8 Batzen.

Am 23. nach Landsberg an der Warthe.

Hier wurden wir in einer Tabaksfabrik einquartiert, bei einem braven Bürger, Namens Walthert.

Auf der Ratsstube, wo so viele Militärs auf die billets de logement warteten, konnte ich vor Hunger und Müdigkeit fast nicht mehr reden.

Ich bat so dringend, mich doch nicht auf ein Dorf hinaus zu schicken, und mich gut zu logieren, dass man Mitleid mit mir hatte.

So bekamen wir das Billet eines Offiziers und wurden gut behandelt;

es war das erste Mal, dass wir wieder in einem Bett schlafen konnten, aber nicht gut!

Am 24. kamen wir nach Fitzen, ein grosses schönes Dorf.

Hier verkaufte ich noch ein seidenes Halstuch ab dem Hals, das letzte, so ich entbehren [54] konnte.

Es war grimmig kalt und wir mussten noch sechs Stunden, ohne etwas geniessen zu können, marschieren und waren doch schon so elend und schwach.

Am 25. langten wir in Küstrin an und fanden hier wieder einige Offiziere und Soldaten von uns, aber nicht jene, so uns geholfen hätten.

Vier Tage brachten wir hier zu und ich litt ziemlich Hunger in dieser Stadt.

Wir bekamen nichts als Fleisch und Brot.

Mit einem halben Pfund Fleisch und einem Pfund Brot per Tag mussten wir uns begnügen, was hart war, weil wir doch so ausgehungert hier angekommen.

Im Quartier bekamen wir gar nichts, weil die Leute selbst nicht genug essen durften, das sie eine Belagerung zu erwarten hatten und jeder Einwohner sich auf ein halbes Jahr mit Lebensmitteln versehen mussten.

{Am 31. Januar gelangten die Flüchtlinge nach Berlin, den Tag vorher hatte Frau Peyer wieder einen Rückfall, indem sie einen ganzen Tag sinnlos auf dem Wagen gelegen.}

Seit der Krankheit ging es mir oft so, dass ich ganze Tage verwirrt war!

[...]{Am 6. Februar befanden sie sich in Magdeburg.}

Unvergesslich ist mir Magdeburg. Mit weinenden Augen vernahm ich [Bild] [56] die traurige Nachricht, dass mein Mantelsack verloren sei und jener Grenadier, so ihn getragen, gefangen worde.

O, ich war schrecklich betrübt, ganz sinnlos legte ich mich auf den Wagen und weinte ohne Unterlass, weil meine letzte Hoffnung getäuscht wurde.

Auch Heinrich wollte hier wieder ins Spital, ich hinderte ihn auf Anraten der Offiziere, die unsere Lage nicht für gut fanden und immer den Feind auf dem Rücken wussen.

[...]

Wir waren hier [Frankfurt a. M., 8. Februar] in einem der besten Häuser, hatten es aber schlechter, als bei einem Bauern!

{Am 1. März endlich kamen sie nach Lauterburg auf ihr Depot.}

Wie elend ich ausgesehen, als wir an unserm Bestimmungsort anlangten, ist nicht zu denken.

Die gleichen Kleider, die ich in Polozk angezogen, trug ich noch auf dem Leib, ohne dass ich sie hätte ändern können, erst jetzt empfand ich den Verlust meiner Kleider, weil ich Ruhe geniessen konnte und ich so gerne gewechselt hätte, denn in unsern Kleidern waren immer noch Ueberreste von Russland.

Gewohnt, mich immer in reinlichen Kleidern sehen zu lassen, musste ich nun mehrere [57] Tage das Zimmer hüten.

Endlich fasste ich allen Mut zusammen und ging zu Herrn Oberst Abyberg von Schwyz, der zweite Oberst des Regiments, der die Stelle in Russland erhielt.

Er und seine brave Frau, eine Napolitanerin, waren gerührt von meiner Lage.

Ich hatte einen Anspruch von 24 Franken und einen solchen von 30, die ich verloren glaubte, weil die Offiziere, die mir die Summe schuldeten, tot und ich keinen unterzeichneten Conto hatte.

Die Frau Oberst tat alles mögliche, ihren Mann zu bewegen, dass er mir das Verlangte zukommen lasse.

Er tat es und ich konnte 54 Fr. beim Herrn Quartiermeister beziehen und Kleider anschaffen.

wir hatten fast alle unsere guten Freunde verloren.

Auf dem Depot war alles wie ausgestorben.

Ich gab mir grosse Mühe, meinem Heinrich einen Pass zu verschaffen, um nach Hause gehen zu können;

es war keine Kleinigkeit, weil er noch sechs Monate zu dienen hatte und zwar als Soldat, denn die Musik wurde aufgehoben, die Instrumente waren verloren und die meisten Musikanten gefangen oder tot.

In Marienburg machte alle Regimente ein Detachement von etwa 200 Mann aus, am Rhein waren es noch dreissig Mann.

{Am 10. Mai verliessen die vielgeprüften Eheleute Peyer Lauterburg und sie betraten in Basel am 15. Mai 1813 wieder Schweizerboden.}

O wie war es mir wohl zu Mute, als ich unser Vaterland betrat, nach so vielen Gefahren, so harten Schicksalen die lieben Schweizergebirge erblickte,

ein Glück, das so wenigen von denen, die in den russischen Feldzug gegangen, zu teil wurde, wo wir so manchen Eltern, die ihre Söhne, so mancher Gattin, die ihren Gatten vermissten, die traurige Todesnachricht mitbringen mussten, statt Trost.

O gewiss, ein gefühlvolles Herz brachte seinem Schöpfer den heissesten Dank für die wunderbare Rettung und die glückliche Stunde, sein liebes Vaterland betreten zu können mit Gesundheit und ohne dass die grausame Kälte, die wir erdulden mussten, wesentliche Spuren zurückgelassen hätten!

{Und damit verlassen wir unsere tapfere Mitbürgerin. Sie begleitet später wieder ihren Mann nach Holland, wo er in Militärdiensten stand und zwar schon 18 Monate nach ihrer Rückkehr aus Russland.}